

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

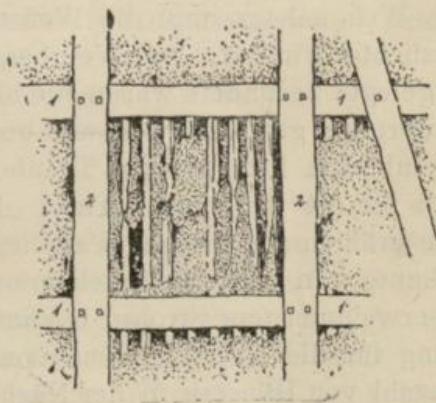
Kleine Mitteilungen.

Florenbestandes anzusehen ist. Der erste Finder war der emeritierte Lehrer Lux, dem die Frankfurter Flora schon manche schöne Beobachtung verdankt. Herr Lehrer Grunemann daselbst, der zu Pfingsten 1898 so gütig war, mich an den einen Fundort, die Wiesen zwischen dem Oderdamme und dem Farrwinkel zu führen, kennt die Pflanze dort und an einem etwa 2 km stromabwärts gelegenen Fundorte im Ochsenwerder seit 1893. Sie findet sich an der von mir besuchten Stelle unweit der Dammvorstadt, wenige Schritte von einer Haltestelle der elektrischen Bahn, in Vertiefungen der Wiesen in ziemlicher Zahl. Nach Herrn Grunemann ist diese Zahl von Jahr zu Jahr im Zunehmen begriffen, was jedenfalls auch für eine erst neuerdings erfolgte Ansiedlung spricht.

Kleine Mitteilungen.

Die Lehmtråde (Kreis Teltow). Auf freier Erde wird Lehm hingeschüttet, Wasser darauf gegossen und Stroh flach darüber gebreitet und dann mit den Beinen Stroh und Lehm durcheinandergetrampelt, so dass der Lehm an das Stroh anhackt und jeder Halm mit Lehm besudelt ist. Das heisst eine Lehmtråde. Dann zieht man Flusche von Stroh heraus, an dem der Lehm festhackt und macht lange Ssepe oder Pese daraus. Das geschieht, indem man das Stroh mit der Hand zusammendreht. Die Ssepe sind an einem Ende dick, am anderen laufen sie spitz zu, damit sie besser durch die Stakhölttere durchgehen. Bei einem neuen Fack werden die Ssepe etwa 3 Fuss lang.

Die Ssepe wurden gebraucht beim Bau von Häusern aus Lehmfachwerk; jetzt nur noch zum Ausbessern. Man sieht sie öfter an alten Scheunen mit Strohdächern. In der Wand werden die Fächer von Balken gebildet. In die Riegel des Faches wurden oben Löcher ausgehauen, etwa Handbreit von einander, und unten eine Rönne und dahinein die Stakhölttere gekloppt. Die Stakhölttere werden von Klafterholz, etwa 3 Fuss lang, jekleut (jeklößt, abgespalten). Um die Stakhölttere in det Fack werden nun die Ssepe herumgedreht (herumgewunden), und von innen nach aussen oder blos auf einer Seite berappt und glatt jestriekt. Beim Berappen greift man mit der Hand Lehm von der Lehmtråde und wirft ihn gegen die Stakhölttere und die Ssepe. Dann wird er mit dem Glattholz glatt gestrichen. Dabei wirft man mit einem Strohwisch, den man in einen Eimer Wasser taucht, Wasser gegen die



Wand, damit der Lehm weich wird. In einem Fack stehen etwa 8—12 Stück Ståkhöltre. Mir wurde gesagt, „für ein Fach tu ståkne unn tu lehmne kriegte der Lehmer 3 Jroschen Kurant“. In der Zeichnung sieht man ein Fach von der einen Längswand einer alten Scheune. Die Riegel sind mit 1 bezeichnet. Der Lehmewurf (mit den Pesen darunter) ist punktiert. Wo er bereits aussen abgefallen ist, sieht man die Ståkhöltre und an den dunklen Stellen zwischen den Ståkhöltre den Innenraum der Scheune, wo die Lehmfüllung bereits ganz fehlt.

W. v. Schulenburg.

Berliner Weinbau im Jahre 1898. Die Berliner Weinbauer, von denen es immer noch eine Anzahl giebt, versammelten sich, zufolge einer Mitteilung der „Staatsb. Ztg.“ vom 8. Okt. 1898, nach altem Brauch am Donnerstag, dem vierten Tage nach dem Ernte-Dankfestsonntag, dem Charitastage, zu einer gemeinsamen Feier, die diesmal in einem mit Rebengewinden und Winzeremblem festlich geschmückten Lokale am Elisabethufer abgehalten wurde. Eine besondere Bedeutung erhielt die Erntefeier durch einen Vortrag des Lehrers Pohl über den Weinbau in und um Alt-Berlin und -Kölln. Der Redner führte aus, dass noch bis in die siebziger Jahre des laufenden Jahrhunderts hinein in Berlin nicht nur Weinreben gezogen, sondern die Trauben sogar gekeltert wurden. Viele alten Berliner dürften sich noch der originellen Weinfeste erinnern, die in der alten Paddengasse, der jetzigen Kleinen Stralauerstrasse, abgehalten wurden, wo zuletzt eine grössere Weinpresserei bis 1873 bestand. Der Berliner Wein sei in früheren Jahren recht wohl angesehen gewesen; selbst den Fürsten wurde bei Besuchen als Ehrentrunk nur Berliner Wein kredenzt. Nicht der Boden oder das Klima sei schuld an dem Niedergange des heimischen Weinbaues, sondern die jetzt so bequeme und billige Einfuhr südlicher Weine, die Vernachlässigung der Rebenpflanzungen während der Befreiungskriege, der sich darauf entwickelnde Baueifer, die sich immer weiter verbreitende Vorliebe für Bayrisch Bier und schliesslich eine Rebstockkrankheit, der viele der als äusserst widerstandsfähig bekannten Berliner Reben zum Opfer fielen. Wie schon der Name von noch heute bestehenden Strassen besagt, waren es namentlich der Weinbergsweg, die Weinmeister- und die Weinstrasse, auf deren Terrain Reben im grossen gezüchtet wurden. Am Weinbergsweg wurden bereits 1530 Rebenpflanzungen angelegt; besonders waren die blauroten Trauben, die auf Stöcken spanischen Ursprungs gezogen, weit und breit berühmt. Der Besitzer des Wollank'schen Weinberges lieferte sogar Trauben und gekelerten Wein für die kurfürstliche und für die kaiserliche Tafel. Im 17. Jahrhundert gehörte der Weinberg der gräflich Sparr'schen Familie, die auf dem höchsten Punkte ein Belvedere erbaute. In der Weinmeisterstrasse war besonders der Weingarten des Oberweinmeisters Strohse bekannt. Seine Nachfolger erhielten als Entschädigung für die als Baustellen von der Stadt reklamierten Weingelände eine Anzahl von Häusern in der Nachbarschaft. Zwischen der Gollnowstrasse und der Stadtmauer befanden sich noch im Jahre 1850 zwei grosse Weinhügel, zu denen die Weinstrasse führte, die ihren Namen erst 1841 erhielt. Auch vor dem Alten Oderberger-, dem späteren Georgenthore lagen bis zum Beginn des französischen Krieges (1806) zwischen Gärten, die zum Teil auf die

sonderbarste Weise von vielen alten Landstrassen durchschnitten waren, bedeutende Weinpflanzungen mit „Krugschankgerechtigkeit“. In der Oranienburgerstrasse, da, wo jetzt die Häuser 24—27 stehen, befand sich noch 1842 ein Weinberg, der auch den Namen „Schinderberg“ führte. Hier wurden besonders dunkelrote Trauben gezüchtet. In der Umgegend Berlins war es hauptsächlich die Südseite des Höhenzuges, der sich von den Müggelbergen bis zum Kreuzberg hinzieht, die mit Rebstöcken bedeckt war. Der Kreuzberg selbst trug den Namen „Runder Weinberg“. Noch heute kann man sich an den Ueberresten der Weinanlagen davon überzeugen, wie widerstandsfähig die ursprünglichen Berliner Reben waren; z. B. befindet sich im Hofe des Gebäudes der Zeitung „Germania“ in der Stralauerstrasse ein alter Weinstock, der eine ungewöhnliche Höhe und ein seltenes Alter erreicht hat. Dass die Bürger Berlins mit ihrem Weine nicht geizten, darauf deutet das Standbild der heiligen Gertraud hin, die dem einziehenden Handwerksburschen einen Labetrunk reicht. — Am Schlusse seines mit grossem Beifall aufgenommenen Vortrages bemerkte Redner noch, dass die Alt-Berliner ein sicherlich praktisches Verfahren kannten, um den Boden für den Weinbau geeignet zu machen; sie düngten ihn mit Kohlen- und Torfpulver. Der berühmte Naturforscher Prof. Förster führt auch das Gedeihen der Reben des Rheinlandes auf die kohlenhaltige Wurzelstätte zurück. Nach Schluss des Vortrages wurde sämtlichen Teilnehmer auf zierlich mit Weinblättern geschmückten Tellern eine Traube Berliner Weins gereicht. Mit einem von einem Gaste gedichteten Loblied auf den deutschen Wein schloss das Erntefest.

Die Weintrauben sind übrigens in diesem Jahr in und um Berlin spärlich gereift. Unser Mitglied Herr Dr. Carl Bolle teilte mit, dass der frühe kleinbeerige blaue Augustwein diesmal bei ihm auf der Insel Scharfenberg im Tegeler See erst im Oktober geniessbar geworden sei. Die sonstigen Traubensorten sind gar nicht zur Reife gelangt. In der Stadt Potsdam wird auch in diesem Jahre dort gepresster Traubensaft verschänkt. (Nachricht des Herrn Rektor Otto Monke). — Unter die innerhalb Berlins befindlich gewesenen Weinberge ist übrigens noch das ausgedehnte Kirchhofsgelände am Oranienburger Thor zwischen der Chausseestrasse, Hannöverschen und Hessischen Strasse zu rechnen, welches auf den Stadtplänen des 18. Jahrhunderts als Weinberg gekennzeichnet wird.

Berlin, 26. November 1898.

E. Friedel.

Eine Baumfreundin der märkischen Heimat. Frau von Friedland, geborene von Lestwitz, Erbfrau der Herrschaft gleichen Namens, sowie der Güter Kunersdorf, Pritzhagen und Bollersdorf, war um die Wende des 18. Jahrhunderts, zu einer pflanzlustigen Zeit, unbestritten die grösste Pflanzerin unserer Marken. Ihr Besitztum umfasste im oberen Barnim eine überaus liebliche, von der Natur in einem Moment holder Freundlichkeit in die Monotonie norddeutscher Landschaft hingezauberte kleine Bergregion, voller Waldesrauschen und Bachesrieseln, die, beiläufig gesagt, einmal einem Pücker, als er sie von Neu-Hardenberg aus auf einem verirrtten Ritte unerwartet betrat, einen Ruf des Entzückens abgewann. Den Lebenslauf ge-

nanter Edelfrau umschreiben, als nur allzukurze Frist, die Jahreszahlen 1754 und 1803. Freundin Willdenow's und Thaers', war sie eine ebenso tüchtige Landwirtin wie wilde Reiterin, zugleich aber, was uns anbelangt, eine mit überaus feinem Naturgefühl begabte, vom lebendigsten Schaffensdrange erfüllte Individualität. Einer Epoche angehörig, welche den Umschwung des Gartengeschmackes sah, die Verwandlung geometrischer Schnörkelei in die idealisierte Naturwahrheit wellenförmiger Vegetationslinie siegreich befürwortete, ward die Schlossherrin von Kunersdorf zur enthusiastischen Anhängerin solcher Zeitrichtung. Sie ist es gewesen, die ihrem Güterkomplex, den grössten Teil jenes Distriktes umfassend, für welchen der Name der märkischen Schweiz, zur Stunde ganz in den Sprachgebrauch übergegangen, aufgehört hat eine Lächerlichkeit zu sein, jene höhere Weihe landschaftlicher Schönheit zu geben wusste, die aus geläutertem Geschmack, angehaucht von ausgesprochen botanischen Neigungen, hervorgeht. Hierin glücklicher noch als Pückler, begünstigten sie Terrainverhältnisse, an welche, um die Scholle zu einem Eden zu machen, nur die leis regelnde Hand anzulegen war.

Diese merkwürdige Frau, die als eine Zierde der märkischen Gartenkunst, wohl eine Büste im Grün einer unserer hauptstädtischen Parkanlagen verdiente, hat sich bisher mit einer kleinen Bronzefigur auf dem Reliefbilde am Sockel des Thaerdenkmals zu Berlin, das sie in halb männlichem Kostüm und mit den entsprechenden Zügen darstellt, begnügen müssen. Hunderttausende durch ihre Hand gepflanzter Bäume mögen als ein würdigeres Monument für sie gelten. Es genügt zu sagen, dass man nach ihrem Tode — das Geschick wollte ihr die herannahende trübe Zeit der napoleonischen Occupation gnädig ersparen — allein 25 Wispel Kienäpfel zur Aussaat vorfand, ausgedehnter Baumschulen nicht zu gedenken.

Ist nicht Frau von Friedland dergestalt eine Gutsherrin so recht im Sinne unseres Booth gewesen? Unter jenen Zapfen mochten ein gut Teil der *Pinus Strobus* angehört haben. Gewiss würde er sie demgemäss gelobt haben, wie — er möge verzeihen — ein Grösserer, unser unvergesslicher Willdenow, dem auch dieselbe „einen grossen schöpferischen Geist“ genannt hat.

Das Grabmal der Frau von Friedland, an künstlerisch bewundernswerter Stätte zu Kunersdorf gelegen, zeigt eine säulengetragene Marmorurne mit den Attributen der Landwirtschaft und Gärtnerei: Pflug, Egge, Sichel, Harke. Das ihrer gleichgesinnten, aber länger wirkenden Tochter, Charlotte Gräfin Itzenplitz, zeigt diese in der Rechten ein aufgeschlagenes Pflanzenbuch haltend, wie es die Marchesa Pallavicini als Statue in den paradiesischen Gärten von Pegli, am ligurischen Strande, gleicherweise trägt. Ein Schützling und Freund dieser 1848 gestorbenen Gräfin Itzenplitz ist jahrelang der als Dichter, wie als Botaniker gleichgefeierte Chamisso gewesen, dessen Fusstapfen, unter den Riesenbäumen Bückow's, man gern nachgeht.

Willdenow sagt ferner von der Friedland, sie „habe etwas so ganz Eigentümliches ausgeführt, was ihr Andenken noch den späten Nachkommen

achtungswert machen werde“. Nun, diese Nachkommen, wenn auch nicht im genealogischen Sinne, sind wir. Will man es einem derselben verargen, wenn er versucht, an berufener Stelle, vor den Dendrologen der Jetztzeit, die Achtung und Liebe einflössenden Züge einer längst Heimgegangenen, die, gleich ihm, Pflanzerin und Baumfreundin war, ein wenig wieder aufzufrischen.

(In „Mitt. des deutschen dendrologischen Vereins“, Berlin 1894).

Carl Bolle.

Ein alter Volksbrauch aus Lychen, Kreis Templin. Wenn ein Besitzer seinen Garten bis zum 1. Mai (St. Walpurgis) nicht umgegraben hat, dann wird ihm ein sogenannter „Walburg“, eine ausgestopfte Stroh puppe — oder, wie Frau Stadtförster Carstäd aus Lychen erläuterte, „eine Walpurgis“ — gesetzt, was als eine grosse Schande für den betreffenden Säumigen gilt. Ganz interessant ist die Umwandlung einer weiblichen Heiligen in eine männliche Person.

H. Maurer.

Alte wilde Eiben. Unter Bezugnahme auf die Mitteilungen in der Brandenburgia (VII. 252 fig.) über die von uns bei dem Ausflug nach Schloss Buch am 25. August 1898 entdeckte mehrhundertjährige wilde Eibe (*Taxus baccata*) in dem Fasaneriegehölz teilt unser Mitglied Herr Pfarrer E. Handtmann uns d. d. 25. November 1898 mit, wie er am 21. September v. J. zwei sehr alte, leider durch häufiges Abschneiden von Zweigen verkrüppelte Eiben unter den Restgehölzern bemerkt habe, welche den Garten und Park des K. Amtes und Remontedepots zu Weissenhöhe (Bialoslive) a. d. Ostbahn, Kreis Wirwitz, Reg.-Bez. Bromberg, bilden. Herr Superintendent Schönfeld daselbst machte Herrn H. auf diese Veteranen aus längst vergangenen Zeiten aufmerksam. Früchte wurden an beiden Bäumen nicht bemerkt, die letzteren möchten daher männlich sein.

Die berühmten alten zwei Eiben im Herrenhausgarten zu Berlin haben den Abbruch der alten Gebäulichkeiten bis jetzt, wie es scheint, ohne erheblichen Schaden überstanden. Sie sind etwas eingestutzt und mit dem Ballen abgegraben worden, im Frühjahr d. J. sollen sie mit dem noch gefrorenen Ballen auf Walzen an ihren künftigen Wohnort verschoben werden. Hoffentlich gelingt diese Versetzung der ältesten Lebewesen Berlins ohne Gefährdung der Bäume, die an und für sich betrachtet, trotz ihres hohen Alters von 500 oder mehr Jahren, noch mehrere Jahrhunderte Lebensberechtigung haben würden.

E. Friedel.

Kenster, Kenzel. In der Brandenburgia ist mehrfach des Kensters gedacht worden. Ich fand in den letzten Jahren in der Neumark, in Dörfern des Kreises Oststernberg und Weststernberg, noch den Namen Kenzel und Kenzelt für die Mistel (*Viscum album* L.) Bei Kenster kam immer der Gedanke, ob das Wort Kenster nicht vielleicht mit Ginster (*Genista*) zusammenzubringen und Ginster gleich Geniste sei, ein älteres Wort, das Gewirr von Zweigen (und Wurzeln?) bedeutet und mir zuerst entgegentrat in dem Kräuterbuche von Rösslin (Frankfurt a. M. 1550). Dagegen sagt Kluge

(Etymologisches Wörterbuch 1894): „Ginst, Ginster, erst neuhochdeutsch aus lateinischem *genista*, woher auch die romanische Sippe von französischem *genêt*; die echt deutsche Bezeichnung bewahrt englisch *broom*, niederländisch *brem* (s. Brombeere)“. Indessen, ob nicht doch noch vielleicht erst aus dem reichen Sprachschätze des Landvolkes, der Bauern (denn aus den Städten ist in dieser Hinsicht wenig zu holen), namentlich auch bei den nichtdeutschen germanischen Stämmen, weitere Belege aufzubringen wären?

Grimm (Deutsches Wörterbuch) verzeichnet: „Kenster, Kinster, Mistel, Mispel, auch bei Adelung als Künster, Künst, Kinst, im 16. Jahrhundert, nd. Kinster“, und: „Genist, Gesträuch, Gestrüpp mhd. im 14. Jhrdt wirres Gezweig, Gestrüpp. . Ann. v. Droste [hat]. . Genist der Brombeerranken“, „bei Tabernämontanus schon Genst und Genster, nl. ghenst. . Genistel ist fortgesetztes Nesteln“, und äussert: „das lateinische Wort fand in dem Geniste eine Anlehnung, da sich die Pflanzen im Walde gestrüppartig darstellen“. Sanders hat: „Genst, Genster, Ginster. . Geginster = Gestrüpp“.

Seit der Zeit, dass ich in der *Brandenburgia* (1896, 163) mitteilte, dass Kenster auch ein Gewirr von Wurzelgeflecht der Páde bedeute, habe ich vielfach Gelegenheit gehabt, das oft gebrauchte Wort zu hören, den Landleuten gelegentlich zuschauend, wenn sie Laubbäume oder Sträucher ausrodeten oder bei solchen Löcher gruben. Denn bei gewissen Arbeiten werden gewisse Worte oft gebraucht, die man sonst selten zu hören bekommt. Kenster wird gesagt vom Gewirr der Zweige (z. B. der Haselsträucher) und der Wurzeln. Besonders häufig hört man es von den Rüsterwurzeln, weil die Rüster mit ihren Wurzeln sehr wuchert und die Wurzeln sehr zähe, „wie Leder“, und deshalb beim Graben sehr hinderlich sind. Früher noch zu unserer Zeit hatten Fischer und Flösser an Netzen und Flössen Stricke von Rüsternrinde. Dann sagen die Gräber, wenn sie mit dem Spaten schlecht weiter kommen oder die Wurzeln sich nicht ausheben wollen: „Hier is so velle Kenster, lauter olle Kensterei, is alles verkenstert und verknastert“, letzteres namentlich, wenn ein Strauch mit seinem Zweiggewirr in den Zweigen anderer Sträucher festsetzt. „Ollet knastrijet Zeuch“, vom Astgewirr, z. B. an einem älteren sehr verholzten Obstbaum.

W. v. Schulenburg.